



Kurt Theodor Oehler

*Die Äpfel
vom Baum
der Erkenntnis*

Vom gläubigen Christen
zum überzeugten Atheisten

Kurt Theodor Oehler
Die Äpfel vom Baum der Erkenntnis

Kurt Theodor Oehler

Die Äpfel vom Baum der Erkenntnis

Vom gläubigen Christen zum überzeugten Atheisten

EDITION
Noack 
Block

Umschlagabbildung: Lucas Cranach d. Ä.: *Adam und Eva* (1526)
© The Samuel Courtauld Trust, The Courtauld Gallery, London

ISBN 978-3-86813-041-6

© Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH
Berlin 2016. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Edition Noack & Block in der Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

eigentlich wollte ich in diesem Buch in erster Linie meine Auseinandersetzung mit dem Gottesglauben und die schrittweise Entwicklung bis zum Atheismus darlegen. Ich habe aber schnell bemerkt, dass das nicht ohne Darstellung meiner persönlichen Lebensgeschichte geht. Aus diesen Gründen ist aus der eher theoretischen beziehungsweise philosophischen Abhandlung eine eher persönlich geprägte Lebensbeschreibung geworden.

Wie persönlich darf ein solcher Text sein? Anfangs habe ich meine Erlebnisse ohne Namensnennung und einfach chronologisch aneinander gereiht. Erst nach und nach ist mir bewusst geworden, dass ein solches Thema nur Bestand haben kann, wenn es authentisch und mit voller Namensnennung geschrieben wird. Das habe ich getan.

Da die Deutsche Literatur und die Philosophie in meinem Leben immer einen wichtigen Platz eingenommen haben und ich mich stets für Gruppendynamik und politische Vorgänge interessiert habe, hat der Text auch eine zeitgeschichtliche Dimension erhalten. Ich hoffe, dass das den Text bereichert hat.

Kurt Theodor Oehler

Die Reise nach Aachen

Am Morgen des 24. September 1963 gegen vier Uhr früh startete ich mit meiner metallic-blauen „Vespa“ in Richtung Basel. Im Morgenrauen passierte ich die Grenze nach Deutschland, das für die kommenden siebzehn Jahre meine zweite Heimat sein würde.

Es ging weiter über die Autobahn in Richtung Köln. Nach der Rheinbrücke wandte ich mich nicht wie geplant nach Aachen, sondern nach rechts. Die überwältigende Silhouette des Kölner Doms, der wie ein schwarzer „Zweizack“ aus dem Dunst der Stadt hinausragte, hatte es mir angetan.

Nach zwanzig Minuten hielt ich in der Komödienstraße. Als ich um die Ecke bog, stockte mein Atem. Da stand der gewaltige Bau wie ein „Schwarzer Mann“ vor mir. Ich war sprachlos.

Ich war von der Kraft und dem Durchhaltewillen dieser Menschen, die achthundert Jahre lang an diesem Werk gearbeitet hatten, überwältigt. Am 15. August 1248, dreiundvierzig Jahre vor dem Rütlichwur, wurde der erste Stein gesetzt. Dreihundert Jahre später standen der Chor, das Mittelschiff bis zu einer Höhe von dreizehn Metern, mit einem provisorischen Dach überdeckt, und der Südturm sechsundfünfzig Meter hoch. Danach blieb der Torso über drei Jahrhunderte lang stehen, ohne dass daran gearbeitet wurde. Das waren mehr als zwölf Generationen! Welch hoffnungsloser Blick musste das gewesen sein. Niemand wusste, ob der Bau je fertiggestellt sein würde. Erst ab 1823 wurde wieder gebaut. Am 15. Oktober 1880, zehn Jahre vor der Geburt meines Vaters, wurde in Anwesenheit des Deutschen Kaisers der letzte Stein auf den einhundertsiebenundfünfzig Meter hohen Nordturm gesetzt.

Ich fragte mich:

Welche Motivation hatte die Menschen dazu getrieben? Was hatte sie bewegt, diese Energie für ein solches Bauwerk aufzubringen? War es der Glaube, der Stolz, der Neid, die Gier oder die Ri-

valität unter den Städten? Welche Erwartungen hatten sie damit verbunden?

Hatte dieses Haus mit Gottes Willen zu tun? War es der konkrete Beweis für Gottes Existenz, wie eine Trutzburg gegen das existenzielle Nichts? Wie konnten diese Menschen nur solche Unsummen an Geld und Energie aufbringen? Mit diesem Geld hätte man die ganze Stadt Köln neu überbauen können.

Eine Stunde später war ich wieder auf der Autobahn, – und zwei Stunden später vor dem Aachener Dom. Nachdem ich in Köln den größten Sakralbau nördlich der Alpen gesehen hatte, stand ich nun vor dem ältesten: Dem „Oktogon des Aachener Doms“, um 800 nach unserer Zeitrechnung von „Karl dem Großen“ erbaut. Welch ein Gegensatz.: Wertvollste Steine, italienischer Marmor, polierte Säulen und goldglänzende Mosaiken an Wänden und Kuppeln.

Ich fuhr durch die Altstadt. Das Rathaus mit seinem seitwärts angeklebten „Postwagen“, wo ich später meinen „Emmentaler“ aß, der Rathausplatz mit dem ausgedehnten Markt, zur Eilfschornsteinstraße hinunter, und wieder hinauf zur Nummer 10, wo ich von 1966 bis 1968 für fünfzig Mark im Monat wohnte, wo ich durch einen Friseurladen hindurch, einen Innenhof überquerend und über eine morsche „Hühnerleiter“ empor in meine „Studentenbude“ gelangte. Das hintere Fenster zeigte auf ein Ruinengelände, in dem rauchschwarze Backsteintürme, dürre Grashalme und graue Baumgerippe in den Himmel ragten, – als ob es nie Frieden gegeben hätte. – Es waren erst achtzehn Jahre vergangen.

In diesem Zimmer lernte ich auf meine Prüfungen. Hier hatte ich meine ersten Liebesabenteuer, hier wohnte, dem Innenhof gegenüber, meine deutsche „Schlummermutter“, wie die Vermieterinnen von Studentenbuden etwas nonchalant genannt wurden, eine tief religiöse Frau mit fleischigen Sommersprossenarmen und leuchtend roten Haaren. Eine Frau, die eher in die dampfende Waschküche unter meinem Zimmer passte als in das kleinbürger-

lich eingerichtete und denkmalgeschützte Handwerkerbacksteinhaus auf der gegenüberliegenden Hinterhofseite.

Dieser Schlummermutter hatte ich zwei Mal tiefes Leid zugefügt. Ein erstes Mal, als ich nach dem Einzug in meine Bude im Rahmen einer ersten Spontanhandlung das Kreuzifix von der Wand riss und im Kleiderschrank verstaute. Dieses Sakrileg sollte der tiefreligiösen Frau einen ersten tiefen Stich ins Herz geben, und ein zweites Mal, als ich Frauenbesuch hatte. Als ich am Morgen das Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen, sah ich geradewegs in das verdrießliche Gesicht meiner Vermieterin, die sich ob der Sündhaftigkeit ihres jungenhaften Untermieters eiligst bekreuzigte.

Das Wort Gottes

Ich wurde in eine fundamental christliche Familie hinein geboren. Und die Frage, was wahr und richtig ist, stand immer im Vordergrund, war immer wichtiger als jede andere Frage, vor allem, – als jede materielle Frage.

Ich hatte großes Glück, dass ich schon von Kindsbeinen an in erster Linie mit philosophischen Fragen konfrontiert wurde. Das hatte mit meinen Eltern zu tun. Andererseits wurde schnell geantwortet. Die Antworten lagen bereit – und standen in der Bibel. Mein Vater, von mittelgroßer und schlanker Gestalt, ein studierter Elektroingenieur, wandte sich auf Druck seiner ersten Gattin dem Gottesglauben zu und bekehrte sich, wie man sagen würde, zu Gott.

Ab diesem Augenblick war er gottesfürchtig, wortgläubig ganz genau. Selbst die Schöpfungsgeschichte, wie sie in der Bibel steht, hielt er für wahr. Für ihn wurden die Erde, die Pflanzen, die Tiere und selbstverständlich auch die Menschen – in sieben Tagen erschaffen.

Kennedys Tod

Eines Morgens, über der Stadt hingen schwere Gewitterwolken, las ich beim Zeitungsstand vor dem Aachener Hochschulgebäude die bestürzende Nachricht:

„Präsident Kennedy erschossen!“

Ich war schockiert. Es war, als ob ich zum zweiten Mal einen Vater – einen besseren Vater – verloren hätte.

Ich dachte, dass es immer Kriege geben würde: 1870/71, 1914 bis 1918, 1939 bis 1945. Solange Kennedy lebte, konnte mir nichts passieren. Ich war überzeugt, dass es aufwärts gehen würde. Ich war ein Optimist. Und Kennedy verkörperte diesen Optimismus. Er war ein Halbgott, eine Lichtgestalt. Dessen Credo lautete: Frei, intelligent, human und unkonventionell zu sein.

Mit einem Schlag, das heißt, mit einem einzigen Schuss, war alles vorbei!

Mit der Ermordung Präsident Kennedys war die letzte Hoffnung vertan. Sie bedeutete nämlich, dass die Jugend und die junge Generation, ich eingeschlossen, in der Welt wirkliche Freunde hatten.

Selbstverständlich konnte ich damals noch nicht wissen, dass Präsident Kennedy eben dabei war, in der Schweinebucht einen dritten Weltkrieg zu riskieren ...

Der Krieg

Vermutlich war ich ein überängstliches Kind, dünn und elastisch wie eine Haselrute, mit knöchigen Vierkantknien. Ich war anders als alle anderen, unruhiger, lebendiger. Es wurde nicht zufällig gemunkelt, dass ich, wäre ich im Spital geboren worden, vermutlich verwechselt worden wäre ...

Es war eine finstere Zeit, die Jahre meiner Kindheit. Es herrschte Krieg, und die Geschäfte meines Vaters liefen schlecht! Über den Köpfen dröhnten die Bomber, die den Weg von England bis nach Italien suchten. Der Vater sagte:

„Jetzt gehen sie Mailand bombardieren.“

Nach zwei Stunden kehrten sie zurück, nachdem sie die todbringende Last über der lombardischen Metropole abgeworfen hatten.

Einem dieser Flugzeuge, die über die Schweiz hinweg flogen, sollte ich wieder begegnen. Nachweislich waren mehrere dieser „Fliegenden Festungen“ in der Schweiz abgestürzt oder hatten notlanden müssen. Eine der verunglückten Maschinen, eine B-17, fiel, nachdem sie Friedrichshafen bombardiert hatte und von einem Abfangjäger beschossen worden war, in den Greifensee, aus dem ihn Jahre später der legendäre „Bomben-Schaffner“ wieder herausfischen sollte.

Die stark beschädigte Maschine konnte, es war im Sommer 1953, auf einer Wiese am Greifensee hinter einer improvisierten Abgrenzung aus braunen Jutetüchern für fünfzig Rappen besichtigt werden.

Das Wrack war zwar zerbeult, die Motoren und die Innenausstattung waren aber vorhanden. Ein ängstliches Entsetzen erfasste mich, als ich in das nur wenig zerstörte Cockpit blickte und mir dabei vorstellte, dass noch vor wenigen Wochen gerade hier der skelettierte Leichnam eines Co-Piloten in den Gurten gehangen hatte. Es roch nach Öl und faulem Leder. Schauer und Grauen hingen in der Luft.

Es war eine Zeit, in der die Arbeiter und Angestellten auf halbprotigen Fahrrädern in die Fabriken fuhren, in der die Löhne noch tief waren und der Haarschnitt zwei Franken kostete. Zeiten, in denen uneheliche Schwangerschaften schwere Verdikte waren und in denen Gerüchte umgingen, dass junge Schweizerinnen in arabischen Haarems schmachteten.

„Stille Wochen“

In meine Kindheitsidylle brach jedes Jahr mit unerbittlicher Härte das Wegfahren meiner Eltern hinein. Sie pflegten als rechtschaffene und gläubige Christen an sogenannten „Stillen Wochen“ teilzunehmen. Das bedeutete für sie die Teilnahme an einer einwöchigen Besinnungs- und Gebetsveranstaltung im Zürcher Oberland, – und für mich das Durchstehen eines mindestens einwöchigen „Kinderfrauenhorror-trips“. Vielleicht tat ich unserer Amme mit den schlohweißen Haaren und den grobadrigen Laubfleckenarmen Unrecht, wenn ich mich ausschließlich an deren Kalthierzigkeit erinnere. Schließlich waren es weder die Amme noch die Hausangestellte, sondern meine Eltern, die uns verließen, – und die Bändigung des kleinen „Zappelphilipp“ war vermutlich mehr als aufwändig ...

Ich musste zu jener Zeit im Alter von zweieinhalb Jahren schmerzhaft erfahren haben, dass es für meine Eltern Dinge gab, die wichtiger waren, – möglicherweise wichtiger als die Kinder ...

Die gute Stube

Das erste Jahr in Aachen verbrachte ich in der Vorstadtwohnung einer während des zweiten Weltkrieges ausgebombten Kriegerwitwe. Frau Mittermayr, so hieß die Vermieterin, lebte in einer engen Abstellkammer neben der spärlich eingerichteten Küche, während dessen ich, als studierender Untermieter, die „gute Stube“ bewohnte. Auf der mit Einlegearbeiten versetzten Kommode standen siebenundzwanzig Bände „Meyer'sches Konversations-Lexikon“ und der irdene Krug, aus dem ich mich waschen konnte. Zum Duschen beziehungsweise Baden standen die städtischen Badeanstalten zur Verfügung.

Es war ein bitteres Schicksal, das diese Frau zu ertragen hatte. Ohne meine regelmäßigen Zahlungen hätte sie ihr dürftiges Dasein kaum finanzieren können.

„Kartooooofeln“! „Kartooooofeln“! hallte es durch Straßen und Gassen, wenn die Gemüseverkäufer ihre Waren ausriefen. Weder munteres Vogelgezwitscher noch wärmende Sonnenstrahlen, sondern lautes Weibergetratsche, gellende Kinderstimmen, das regelmäßige Scheppern von Kübeln und Kesseln, wenn die Müllwagen mehrmals die Woche den grauen Häuserzeilen entlang fuhren, pflegten mich morgens aus meinem Schlaf zu reißen.

Zwei Leichen an Bord

Die erste Frau meines Vaters hatte zwei Schwestern. Die ganze Familie war „erkrankt“. In den Zwanzigerjahren wütete die Tuberkulose. Eine der beiden Schwägerinnen verstarb in Marseille. Mein Vater fuhr mit der zweiten Schwägerin, der Schwester der Verstorbenen, nach Südfrankreich, um den Leichnam zu identifizieren und dessen Rückführung zu organisieren. Die Leiche wurde speziell präpariert und in einen luftdicht verschlossenen Sarg gebettet. Auf der Rückreise in die Schweiz verschlimmerte sich der Krankheitszustand der zweiten Schwägerin. Kurz vor der Grenze starb auch diese. Mein Vater hatte nun zwei Leichen mit an „Bord“, eine im Güterwagen – und eine neben sich! Was sollte er tun, um komplizierte Grenzformalitäten zu vermeiden? Er setzte die Verstorbene in die Bank und bedeckte ihr Gesicht mit einem Tuch. Als der Zollbeamte kam, bedeutete er diesem, sich ruhig zu verhalten, die Schwägerin sei krank. Der Vater regelte die Formalitäten und schmuggelte so – die zweite Leiche durch den Zoll.

Akademischer Verein „Schlegel und Eisen“

Gleich oben links stand das Hauptgebäude der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule, in der damals 11.000 Studenten studierten.

Die einstmals zerschossene und nur notdürftig Instand gesetzte Sandsteinfassade erinnerte mich quälend an die erste Begegnung, als ich am späten Nachmittag des ersten Tages meinen Motorroller am Straßenrand abstellte und mich aus Angst und tiefem Widerwillen gegen das bevorstehende Hüttenkundestudium fast übergeben musste. Unvergessen bleiben mir der Lärm der donnernden Kompressoren, die vom Institut für Maschinenbau her dröhnten, und das stete Flirren der Transformatoren aus dem Institut für Elektrotechnik.

Am Gießereiiinstitut wurde gearbeitet, trotz der Krise in der Metallindustrie, – die bald darauf – vor allem im Gießereiwesen – um sich greifen würde.

Auf der Eisenbahnbrücke, die zur „Hörn“ hinauf führte, starrte ich sehnsuchtsvoll auf die Geleise hinunter, die mich schnell und sicher in die Heimat zurückgeführt hätten. Nur damals, 1963, hingen keine Kupferdrähte an den Masten, sondern Rauchschwaden in der Luft, die beißend nach Schwefel- und Kohlegasen rochen.

Am Chemieinstitut vorbei, wo ich später meine Analysen „kochte“, gelangte ich zum Verbindungshaus, in dem ich zwei Jahre lang wohnte.

Ich studierte Hüttenkunde und wurde, um der inneren Vereinsamung zu entgehen, Mitglied des Berg- und Hüttenmännischen Vereins „Agricola Schlegel und Eisen“. Nicht von ungefähr sang die Korona bei den Festveranstaltungen spät um Mitternacht in Bergmannstracht und bei Kerzenschein das Bergmannslied:

„Glück auf, Glück auf! Der Steiger kömmt,
und er hat sein helles Licht bei der Nacht, schon angezünd't.

Hat's angezünd't! Es wirft seinen Schein,
und damit so fahren wir – bei der Nacht, ins Bergwerk ein.“

Der Eintritt in die Verbindung führte mich mit vielen Menschen zusammen, die im Bergbau oder in den Hüttenwerken des Ruhrgebiets arbeiteten. Im Rahmen von Exkursionen oder Fachveranstaltungen konnten Werksbesichtigungen bei Thyssen und Krupp beziehungsweise Fahrten in die Kohlegruben des Eschweiler Bergwerksvereins unternommen werden, bis tausend Meter unter Tage.

Das Familienfoto

Es gab drei Fotos von dieser Familie. Das älteste des Genfer Fotografen Frédéric Boissonas stammte aus dem Jahre 1896 und stellt die ersten Schwiegereltern meines Vaters dar. Das zweite Schwarz-Weiß-Bild aus dem Jahre 1910 zeigte die Schwiegereltern mit ihren drei Töchtern, und das dritte Foto stellte die Schwiegereltern, drei Töchter und zwei der angeheirateten Ehemänner, darunter auch meinen Vater, dar. Als ich das zweite Foto zum ersten Mal sah, war ich schockiert. Niemals zuvor hatte ich ein Bild gesehen, das die innere Dramatik einer Familie so klar zum Ausdruck brachte. Ich erinnere mich noch deutlich an das Entsetzen und an die Gefühle, die mich bewegten. Ich dachte:

„Das kann nicht gut gehen!“

Das Besondere an diesem Foto ist die augenfällige Diskrepanz zwischen den Charaktereigenschaften der beiden Eltern, die es deutlich zum Ausdruck bringt, und die verheerenden, wesensmäßigen Widersprüche, die es erahnen lässt. Das Verhängnis ist den beiden deutlich ins Gesicht geschrieben. Die Tragik der Familie, bei der Gewaltanwendung, vor allem von Seiten der Mutter, an der Tagesordnung war, tritt im Bild recht augenfällig in Erscheinung. Es wundert

deshalb nicht, dass die Widersprüche innerhalb der Familie – zu einem späteren Zeitpunkt – geradewegs in die Katastrophe führen werden. Das Drama, das sich schließlich ereignet wird, zeichnet sich schon im dritten Bild ab, wo die drei Schwestern, dem Backfischalter eben entronnen und zwei von ihnen bereits verheiratet, dem Fotografen stolz entgegen blicken, während der Vater noch unglücklicher und unscheinbarer und die Mutter noch starrer und depressiver aus dem Bild heraus blicken.

Auf dem letzten Foto sitzt mein Vater, seiner eben vermählten ersten Ehefrau zärtlich die Hand reichend, ganz außen am Bildrand des Fotos. Er musste für das leicht exaltiert wirkende junge Fräulein sicherlich eine gute Partie gewesen sein! Mein Vater stand zu jener Zeit im Besitz eines beträchtlichen Familienvermögens. Mehrere hunderttausend Franken, die heute Millionen wert wären, standen ihm zur Verfügung. Entsprechend steht der Herr auf dem Foto, das ihn 1922 als frisch Verheirateten zeigt, als deutlich kaltherziger, etwas versnobter Intellektueller da. Über sein scharf geschnittenes Gesicht weht ein Hauch von Hochmut und Überheblichkeit, während seine Frau, die andächtig neben ihm steht, eher kühl und berechnend wirkt.

Tuberkulose

Die Tragik der Familie war schließlich eine doppelte. Einerseits war es die verheerende Tendenz zu offener Gewaltanwendung, die sich über die kommenden Generationen hinweg fortsetzen würde, und zweitens die tödlich wirkende Tuberkulose, die schließlich die ganze Familie, den Schwiegervater, die Schwiegermutter, zwei Tanten, zwei Schwägerinnen und ebenso – die erste Frau meines Vaters, innerhalb weniger Monate dahinraffen würde.

Da stand er nun, mein Vater, ein Jahr später, der verlassene Witwer, ohne Frau und ohne Familienvermögen, das wegen der Weltwirtschaftskrise und der beträchtlichen Krankheitskosten verloren

gegangen war, mit zwei halbwüchsigen beziehungsweise tuberkulosekranken Töchtern. Er brauchte eine Ersatzmutter, meine Mutter, die sich ängstlich versteckte, als mein Vater kam, um um ihre Hand anzuhalten.

Sie war zwanzig Jahre jünger als mein Vater. Sie war hübsch, hatte ein leicht ovales Gesicht, was durch ihre vom zentralen Mittelscheitel zweiseitig glatt nach hinten gekämmten Haare, die hinten in einem dünnen Haarknoten zusammenliefen, noch unterstrichen wurde. Ihr Mund zeigte harmonisch geschwungene Lippen und freundlich hoch gerichtete Mundwinkel. Ihr Hals war lang und schmal. Ihre kastanienbraunen Augen blickten hinter den etwas antiquiert wirkenden, kreisrunden und schwarz umrandeten Brillengläsern etwas verloren in die Welt.

Die junge Braut hatte erfolgreich eine kaufmännische Banklehre abgeschlossen. Alle Aufgaben, die sie erledigte, sowohl im Beruf als auch privat, erfüllte sie mit größter Gewissenhaftigkeit. Nie hätte sie Termine vergessen oder schlechte Arbeit abgeliefert.

Studienbeginn

Ich erinnere mich noch deutlich an den ersten Morgen, als ich im „Auditorium Maximum“ die Mathematikvorlesung besuchte. Ich kam mir klein und hilflos vor. Selbstverständlich war mir vieles noch fremd. Ich begegnete Menschen, die sich schon lange kannten, die sich schon hier oder dort begegnet waren. Es war, als ob mich die Hochschule, die sich über die halbe Stadt erstreckte, mit Haut und Haaren verschlingen würde.

Es gab Studenten aus allen Herren Länder. Da gingen neben mehrheitlich Deutschen zahlreiche Japaner, Chinesen, Afrikaner, selbstverständlich auch Holländer und Belgier, Inder und Araber ihrer Wege. Sie tauchten plötzlich aus irgendwelchen Vorlesungen oder Übungen kommend oder von verschiedensten Vorhaben ge-

leitet in irgendwelchen Durchgängen oder Fluren auf, in irgendwelche Labors oder Institute wechselnd, querten hier oder dort verschiedene Räume oder liefen treppauf und – trepphinunter, um im nächsten Augenblick durch irgendwelche Türen oder Nebenräume wieder zu entschwinden.

Sie liefen oder eilten, Taschen, Stapel von Büchern oder Hefte, selten auch Kisten oder Rollen tragend, von einem Gebäude zum nächsten, als ob es auf der ganzen Welt nichts anderes beziehungsweise wichtigeres zu tun geben würde, als gerade diesen Ordner oder jenen Plan in dieses oder jenes Gebäude zu tragen. Es war ein Kommen und Gehen.

Der Schrei

Mit vier Jahren geschah das Unbegreifliche. Mitten in der Nacht war meine Mutter aufgestanden und hatte das Haus verlassen. Es war, als ob sie nie mehr zurückkommen würde. Ich hatte Angst, meine Mutter zu verlieren und hatte das Gefühl, vollkommen verlassen zu sein. Ich spürte, dass ich ohne meine Mutter der Willkür meines Vaters und der beiden Halbschwestern ausgeliefert wäre. Ich rannte voller Angst in die Nacht hinaus und umrundete laut schreiend das Haus, bis ich vor der Ateliertüre – vollkommen aufgelöst – in die Arme meiner Mutter fiel. Mein Vater hatte wegen der vielen Auftragsarbeiten Nachtschichten eingelegt, und die Mutter hatte zu seinem Wachbleiben Kaffee und Kekse hinübergebracht. In diesem Augenblick spürte ich deutlicher denn je, dass mir meine Mutter „ein und alles war“. Nie hätte ich ohne sie überleben können ...

Mandelopoperation

Ich war ein kränkliches Kind. Jedes Jahr litt ich an Halsentzündungen und vereiterten Mandeln, die mir schließlich entfernt wurden.

Behutsam wurde ich in ein Tuch eingewickelt auf einen Stuhl, besser gesagt, auf meine Hände, gesetzt. Nach den letzten Vorbereitungen hielt man mir eine Haube vor das Gesicht. Das war ein eigenartiges Gefühl: Ich spürte, wie ich, obwohl ich noch bei Sinnen war, langsam die Kontrolle verlor.

Plötzlich wurde es rot vor meinen Augen. Ich sah einen Teppich mit symmetrischen Mustern. Ich wusste nicht, ob ich noch wach war oder bereits schlafen beziehungsweise träumen würde. Um mich zu vergewissern, bohrte ich meine Nägel in die Handballen und spürte deutlich deren Druck.

Ich hörte Stimmen: „Tue schnufe, tue schnufe“ (atmen)!

Schliefe ich oder war ich noch wach? Ich hörte die Stimmen abwechslungsweise von einer Frau und einem Mann: „Tue schnufe, tue schnufe!“ Auf einmal wurden die Stimmen lauter und deutlicher. Ich verstand, dass das echte Stimmen waren. Ich erwachte aus einem merkwürdigen Traum und blickte in das freundliche Gesicht der Arzthelferin, die laut zu mir sagte: „Tue schnufe, tue schnufe!“ Wieder verlor ich die Besinnung, nicht aber meine Wahrnehmung. Ich hörte plötzlich: „Ich glaube er schläft.“ In Panik wollte ich mich bemerkbar machen und zog den Äther in tiefen und energischen Zügen in mich hinein. Dann wurde ich bewusstlos ...

Wieder sah ich Gestalten, die sich vor mir bewegten. Ich verspürte in meinem Mund einen heftigen Schmerz und wollte in die Höhe schnellen. Ich konnte mich aber nicht bewegen, weil ich rundherum gefesselt war und auf meinen Händen ruhte.

Wieder erlangte ich das Bewusstsein. Mein Mund war aufgesperrt. Ich spürte, wie in meinem Mund gearbeitet wurde. Jetzt fuhren wilde Gedanken durch meinen Kopf. Ich dachte an Operationen,

bei denen man nicht aufwachen durfte, – und ich war wach! Ich hatte Todesangst. In großer Panik wollte ich aufstehen und davonlaufen. Es ging aber nicht, weil ich mit straffen Bändern an meinen Stuhl gefesselt war. Dann vernahm ich beruhigende Worte. Schließlich fügte ich mich in mein Schicksal. Ich spürte, wie mir Mandel um Mandel abgezwickelt wurden. Ich spie Blut in die Gummischürze und wurde von meinen Fesseln befreit. Dann wurde ich sachte zu meinem Bett geführt, auf dem ich mich ausruhen konnte.

Menschen wie „du und ich“

Meine Bundesbrüder waren allesamt „Nachkriegs-“ beziehungsweise „Kriegsüberlebenskinder“. Trotzdem gab es nie Gespräche. Kriegsergebnisse und Nachkriegserlebnisse blieben tabu. Ich hatte nie jemanden erlebt, der sich als Bewunderer Hitlers, Anhänger des Nationalsozialismus oder als Soldat des Heeres bekannt hätte. Meine Bundesbrüder waren ausnahmslos normale und liebenswürdige Mitmenschen, – wie „du und ich“.

Der Trick

Der Hausarzt empfahl meiner Mutter, meine Brust mit Speiseöl einzureiben. Das würde Wunder wirken. Vermutlich war es nicht das Speiseöl, sondern die ärztlich verordnete Einreibungs- beziehungsweise Zärtlichkeitsprozedur, die schließlich Heilung brachte.

Die Flucht aus dem Kindergarten

Mit dem Eintritt in den Kindergarten war die Kindheit vorbei. Das musste ich gespürt haben, weswegen ich schon am ersten Kindergar-

tenmorgen wieder entfloh. Auf gleichem Weg durch die halbe Stadt zurück, rannte ich, um in den mütterlichen Schoss, aus dem ich eben vertrieben worden war, zurückzukehren. Ich war noch nicht bereit, die Freiheiten meiner Kinderzeit kampflos aufzugeben, – und musste gespürt haben, dass noch lange – sechzehn Jahre dauernde – Schul- und Ausbildungsjahre vor mir lagen.

Traugott Grüter

In der oberen Etage wohnten die Grüters mit zwei halbwüchsigen Knaben, Johannes und Ludwig, und dem älteren Halbbruder Eduard Harms.

Herr Grüter, der Vater der beiden Buben, arbeitete im Atelier meines Vaters und träumte davon, ein eigenes Geschäft zu besitzen. Im Geheimen stellte er aus Einzelstücken und Altmetallteilen selbst gebastelte Drehbänke, Bohrmaschinen, Fräsen und Schleifmaschinen her, die er im für seine Familie reservierten Estrichabteil unter grauweiß gestreiften Abdecktüchern versteckte. Mein Vater ahnte von diesem Vorhaben und setzte sich von Zeit zu Zeit über den Stand des geheimen Maschinenparks in Kenntnis, indem er in den Estrich hinaufstieg und das Anwachsen des mechanischen Arsenalts begutachtete.

Herr Grüter war auch Kunstmaler. Die Bilder zeugten von solidem Können. Da er leicht farbenblind war, hatten seine Werke nicht selten einen leichten Grün- bis Rotfarbentich, der aber die Einzigartigkeit der Bilder nur noch erhöhte, – oder sie gerieten, wenn übertrieben aufgetragen, zu eigenartiger und leicht irritierender Vielfarbigkeit.

Herr Grüter hatte auch noch andere Vorhaben. An langen Wochenenden arbeitete er an einer vielversprechenden Segelbootkonstruktion, die anstelle von Segeln von einem äußerst originell konzipierten Propellermechanismus angetrieben werden sollte. Leider funktionierte die von ihm ausgeklügelte Antriebsmechanik nie zufriedenstellend. Schließlich schliff Herr Grüter für verschiedene Privat-